

Fünf Generationen Bibel und Orient: Michaelis, Eichhorn, Ewald, Lagarde, Wellhausen

RUDOLF SMEND

Es empfiehlt sich in Göttingen immer, mit einem Lichtenberg-Zitat zu beginnen, und diesmal doppelt, weil Lichtenberg ein wichtiges Mitglied unserer Akademie gewesen ist. Hier also eine bekannte Stelle aus den Sudelbüchern: „Rousseau hat glaube ich gesagt: ein Kind, das bloß seine Eltern kennt, kennt auch die nicht recht. Dieser Gedanke läßt sich [auf] viele andere Kenntnisse, ja auf alle anwenden, die nicht ganz *reiner* Natur sind: Wer nichts als Chemie versteht versteht auch die nicht recht.“¹ In dieser Wahrheit ist zu einem guten Teil begründet, was wir mit einem unserer akademischen Modewörter „Interdisziplinarität“ nennen und was eine fundamentale Aufgabe unserer Universitäten ist. Sie haben zwischen den Fakultäten, zwischen den Disziplinen, zwischen den Lehrstühlen Kommunikation zu ermöglichen, herzustellen, zu organisieren, am Leben zu halten und immer neu ins Leben zu rufen; und das gilt auf einer etwas anderen Ebene genau so, ja fast noch mehr von unseren Akademien der Wissenschaften. Aber ich füge einen zugespitzten Satz hinzu, den vor einigen Jahren gewiss im Sinne Lichtenbergs ein heutiges Mitglied unserer Akademie, Arnold Esch in Rom, geschrieben hat, dass nämlich „Interdisziplinarität nicht zwischen Spezialisten, sondern nur in *einem* Kopfe stattfinden kann, im eigenen nämlich“².

I. Orientalische Sprachen und Altes Testament

Statt hier mit allgemeinen Erwägungen fortzufahren, möchte ich Ihnen heute Abend ein wenig von einem Lehrstuhl berichten, auf dem in Göttingen durch anderthalb Jahrhunderte „in *einem* Kopfe“ oder richtiger nacheinander in fünf Köpfen Interdisziplinarität geübt werden sollte und geübt wurde. Der Gegenstand von Forschung und Lehre dieses Lehrstuhls war die Bibel, und zwar vor allem die des Alten, aber auch die des Neuen Testaments. Aber das kam in seiner offiziellen Bezeichnung nicht oder höchstens nebenbei zum Ausdruck, diese hieß vielmehr „Orientalische (oder auch semitische) Sprachen (oder auch

1 G.C. Lichtenberg, Schriften und Briefe, hg. v. W. Promies, I (1968) 772.

2 A. Esch, Wiederverwendung von Antike im Mittelalter (Hans-Lietzmann-Vorlesungen VII, 2005) 13.

Philologie)“. Hier ist die Interdisziplinarität mit Händen zu greifen, und dies nicht weniger in der Tatsache, dass der Lehrstuhl, ganz seiner Bezeichnung gemäß, nicht in der theologischen, sondern in der philosophischen Fakultät angesiedelt war. Natürlich gehörte das Alte (wie das Neue) Testament immer mit zwingender Notwendigkeit in das Lehrprogramm der theologischen Fakultät, aber dieser Teil des Programms wurde eben (mit Ausnahmen, die die Regel bestätigen) von Professoren der philosophischen Nachbarfakultät bestritten. Die Bibel ist ein Buch, in einer fremden und fernen Sprache (oder sogar zweien) abgefasst, und Bücher und Sprachen sind von Hause aus Sache der Philologie. So gab es eine *Philologia sacra* mit den Teilen *Grammatica sacra*, *Rhetorica sacra*, *Critica sacra* und *Hermeneutica sacra*³, für die zunächst einmal die philosophische Fakultät zuständig war, und sie in der Regel durch den Professor der hebräischen Sprache. Das war nicht nur und nicht zuerst in Göttingen so, sondern hatte sich zur Zeit der hiesigen Gründung längst vielerorts an deutschen und westeuropäischen Universitäten eingespielt. Als ein mit Göttingen nicht ganz kongruentes und gerade dadurch besonders lehrreiches Beispiel greife ich Basel heraus, wo es neben dem alttestamentlichen Lehrstuhl in der theologischen Fakultät einen weiteren für die hebräische Sprache, die „*Lingua sancta*“, in der philosophischen gab, der dadurch berühmt wurde, dass ihn vier Generationen lang, von 1590 bis 1732 in gerader Folge von Urgroßvater bis Urenkel eine einzige Familie besetzte, die Buxtorfs aus Camen in Westfalen. Sie versahen tadellos die ihnen gestellte Aufgabe, die Grammatik zu lehren und zugleich einige Bibelverse mit grammatischen Erläuterungen zu interpretieren. Daneben verrichteten die ersten beiden von ihnen – dann sank das wissenschaftliche Niveau – ein großes gelehrtes Werk, nämlich die Begründung einer *Philologia sacra* des Hebräischen ungefähr in den eben aufgezählten Teilen – nicht durchweg originell allerdings, sondern in vielfältiger Anknüpfung an die jüdisch-rabbinische Gelehrsamkeit des Mittelalters; wenn man durchaus unseren Eingangsbegriff verwenden will, kann man von interdisziplinärer Partnerschaft mit einer früheren Form dessen reden, was heute als Judaistik betrieben wird. Bei alledem hatten die Buxtorfs den jeweiligen Professor des Alten Testaments in der theologischen Fakultät neben sich. Dieser orientierte seine Bibelwissenschaft vorrangig an der Theologie, genauer an einer ziemlich streng calvinistisch geformten Dogmatik. Obwohl die Buxtorfs fromme Leute waren und obwohl die theologische Fakultät im Rang höher stand und ein dortiger Professor besser bezahlt wurde, widerstanden sie der Versuchung, auf die andere Seite zu wechseln. Einer von ihnen übernahm zwar, als sie ihm, wie wir sagen würden, im Zuge von „Bleibeverhandlungen“ angeboten, ja sogar für ihn eingerichtet wurde, eine theologische Professur, behielt aber die angestammte hebraistische bei, die ihm im Grunde die wichti-

3 So in der Neubearbeitung der berühmten *Critica sacra* des Salomon Glassius (1623–36) durch J.A. Dathe und G.L. Bauer (1776–97). Vgl. weiter J. Wallmann in *Hebrew Bible / Old Testament. The History of Its Interpretation*, II (2008) 920–25.

gere war. Er saß also fortan auf zwei Lehrstühlen und bezog auch ein doppeltes Gehalt – ein Spezialfall von Interdisziplinarität, wie er mir aus Göttingen nicht bekannt ist⁴.

Wie in Basel haben wir im alten Göttingen die biblisch-philologische Professur in der philosophischen Fakultät, allerdings mit anderem Namen: nicht hebräische Sprache, sondern orientalische Sprachen – hier hat eine Erweiterung des Horizonts stattgefunden, die übrigens auch anderwärts, wo die alte Bezeichnung fortlebt, so in den noch existierenden königlichen Professuren des Hebräischen in Großbritannien, stillschweigend vorausgesetzt ist. Weiter fehlt in Göttingen das Pendant in Gestalt eines Alttestamentlers in der theologischen Fakultät, was wir gewiss auch im Zusammenhang des Bedeutungsverlustes zu sehen haben, den die Theologie in dieser Aufklärungsuniversität von vornherein hinnehmen musste: sozusagen die „Deutungshoheit“ auf einem doch nicht ganz unwichtigen Feld ihrer Arbeit lag nun, zumindest fürs erste, überwiegend nicht bei ihr, sondern bei den Philosophen, genauer den Philologen, die einen ganz anderen Rahmen dafür hatten. Und schließlich: eine Sukzession gab es natürlich auf dem Göttinger wie auf dem Basler Lehrstuhl, aber sie war, wie sich von selbst versteht, keine familiäre, und von sinkendem wissenschaftlichem Niveau kann nicht die Rede sein. Als Zeugen führe ich unseren ersten und gebildetsten Bundespräsidenten an, Theodor Heuss, der in seiner Festansprache zum 200jährigen Jubiläum unserer Akademie im November 1951 auf dieser Katheder von der „sonderlichen Kette“ sprach, „die mit Michaelis beginnt und die schließlich, wenn ich [Heuss] richtig sehe, mit Wellhausen ihre entscheidende Breitenwirkung gewonnen hat“⁵. Ich kann Ihnen im Folgenden die Glieder dieser Kette nur in kaum vertretbarer Kürze vor Augen führen und verzichte dabei notgedrungen auch auf manches Wissenschafts- und Universitätsgeschichtliche, das eigentlich unbedingt gesagt werden müsste⁶.

4 Vgl. zum Vorstehenden R. Smend, Vier Epitaphe – die Basler Hebraistenfamilie Buxtorf (2010).

5 Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen 1944–1960 (1962) 42.

6 Ich vernachlässige auch den Umstand, dass es außer den behandelten Zentralgestalten in der philosophischen Fakultät einige weitere durchaus verdiente Ordinarien der Orientalistik mit bibelwissenschaftlicher Kompetenz gegeben hat, so Andreas Georg Wähler (1693–1762) und Thomas Christian Tychsen (1758–1834).

II. Johann David Michaelis



Abb. 1:

Der Erste und in mancher Hinsicht Maßstabsetzende in der Reihe war ein Import aus Göttingens älterer Schwester-, um nicht zu sagen Mutteruniversität Halle, wo, ebenfalls schon von deren älterer Schwester- oder Mutteruniversität Wittenberg her, das enge Miteinander von Bibel und Orient bereits auf eine illustre Tradition zurückblickte – übrigens auch eine familiäre, wenngleich keine so exklusive wie in Basel. Johann David Michaelis (1717–1791) hatte in Halle in Christian Benedict Michaelis und Johann Heinrich Michaelis – vorher hieß die Familie einfach Michel – zwei Vertreter des Doppelfaches zum Vater und zum Großonkel. Ihr Beispiel schreckte ihn nicht ab, vielmehr hörte er schon als Schüler einige, als Student alle Vorlesungen des Vaters über Bibel und Orient, wurde 22jährig promoviert und begann anschließend selbst zu dozieren. Ebenso wichtig wie das Hallenser Erbe wurde eine Englandreise mit

dem Weg über Leiden, wo er die damals führende Variante seiner Doppelwissenschaft kennenlernte, um sie, zurückgekehrt, in Deutschland heimisch zu machen – in dieser Mittlerfunktion, mag er selbst es auch anders gesehen haben, hat sein eigentlicher Beruf bestanden.

Er vermittelte nicht nur an die gelehrten Kollegen, sondern auch an das interessierte Publikum, und er wurde dabei ziemlich berühmt. Angeblich von Lessing angeregt, unternahm er von 1769 bis 1792 in neunzehn großen Bänden eine Bibelübersetzung „mit Anmerkungen für Ungelehrte“, deren Sprache alsbald sehr zu ihrem Nachteil mit der Luthers verglichen wurde, die aber durch die umfassende und begründete Heranziehung der alten Übersetzungen ins Griechische, Syrische, Aramäische und andere Sprachen für die Rekonstruktion des Grundtextes in Deutschland bahnbrechend wirkte. Der Unterricht in den Sprachen, voran natürlich Hebräisch, bildete mitsamt der Exegese der meisten Bücher des Alten Testaments, den Grundstock seiner Vorlesungen, in denen es sehr witzig, für den Geschmack mancher Hörer zu witzig herging. Michaelis lockte mit der fabelhaften Verheißung, dass man bei ihm anhand seiner gedruckten Grammatiken und Chrestomathien Arabisch und Rabbinisch/Aramäisch in je einem halben, Syrisch in einem viertel Jahr lernen könne; es komme nur auf Willen und Fleiß der Studenten an.

Einer der Studenten, der Bauernsohn Carsten Niebuhr aus Lüdingworth im Land Hadeln, merkte schnell, dass der Lehrer „keineswegs einen Reichtum arabischer Philologie und Sprachkenntniß besaß. Er gab daher dieses Collegium auf, welches Michaelis ihm nie verziehen hat.“⁷ Trotzdem trug er zu Michaelis' Ruhm bei wie kaum jemand sonst. Denn er wurde der führende Kopf und einzige Überlebende der von Michaelis angeregten und in gewissen Grenzen ausgewerteten königlich-dänischen Arabien-Expedition von 1761–63, deren Geschichte sich aufregender liest als jeder Roman⁸. Ihr Ergebnis liegt in den monumentalen Bänden von Niebuhrs „Beschreibung von Arabien“ (1772) und „Reisebeschreibung nach Arabien“ (1774/78) vor. Michaelis blieb zu seinem Heil in Göttingen, wie denn auch seine vier Nachfolger den Orient nie betreten haben.

Als Michaelis' Hauptwerk gilt sein sechsbändiges „Mosaisches Recht“ (1770–75). Er will darin in der Nachfolge von Montesquieus „Esprit des Lois“ eine „Philosophie“ des alttestamentlichen Gesetzes geben, indem er es in die Zeit und Welt hineinstellt, in der es entstanden und für die es bestimmt ist. Dadurch rückt er es zugleich in die Nähe und in die Ferne: es gewinnt, wie Goethe in den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des Westöstlichen Divans“ resümiert hat⁹, an „Natur und Unmittelbarkeit“, verliert aber vollends die Verbindlichkeit des für alle Zeiten und Welten geeigneten

7 B.G. Niebuhr, Carsten Niebuhr's Leben (1817) 14.

8 Empfehlenswert: Th. Hansen, Reise nach Arabien (1965). Vgl. aus Göttinger Perspektive R. Eck, Göttinger Jahrbuch 34 (1986) 18–35.

9 Frankf. Ausg. I/3, 248.

Gottesgesetzes. Unaktuell oder uninteressant wird es damit jedoch nicht: Michaelis widmet das Buch einem schwedischen Juristen, der für sein Land ein neues Gesetzbuch ausarbeiten sollte und dem er eine Art konstitutioneller Monarchie nach biblischem Vorbild empfiehlt, und er packt neben dem Staatsrecht so viel Strafrecht hinein, dass noch unlängst in unserer Akademie der Jurist Friedrich Schaffstein die beiden Schlussbände des „Mosaischen Rechts“ geradezu als einen „Grundriß aufklärerischer Kriminalpolitik“ interpretieren konnte¹⁰. Hier zeigt sich aber auch, wie weit Michaelis hinter seinem Programm, besser gesagt hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben ist. Keiner hat das schärfer gesehen als Johann Gottfried Herder, der mindestens zweimal beinahe sein Göttinger Kollege geworden wäre: „nichts ist eigentlich aus dem orientalischen Geist *der Zeit, des Volks, der Sitte* erklärt, sondern nur überall Blumen eines halb Orientalischen, gut Europäischen common-sense herüber gestreuet, die weder den tiefen Forscher, noch den wahren Zweifler, und den Morgenländer, der Ader seines Stamms fühlet, am wenigsten befriedigen werden. [...] Hier ist alles nur immer im Geiste unsres Jahrhunderts behandelt, dem guten Moses politische Maximen geliehen, die selbst bei uns doch nur oft loci communes sind, und jenem Volk, jener Zeit, jenem Gesetzgeber wahrhaftig fremde waren.“¹¹ Nimmt man hinzu, dass das „mosaische Recht“ für Michaelis noch problemlos „mosaisch“ ist, indem er keinen Augenblick die Autorschaft des Mose an den nach ihm benannten fünf Büchern, dem Pentateuch, bezweifelt, dann kann man ermessen, dass bis zu einem wirklichen historischen Verständnis des Alten Testaments noch ein weiter Weg zurückzulegen war – der Weg bis zu seinem vierten Göttinger Nachfolger, dem letzten unserer Reihe.

Mit den Theologen in der Nachbarfakultät stand Michaelis auf gespanntem Fuß, weil sie ihn nicht gern über das vorgesehene Maß hinaus bei sich tätig sahen. Er hatte eine unerwiderte Liebe zur Dogmatik, in deren Geschichte der abtrünnige Hallenser Pietist durch seine Erklärung eingegangen ist, er habe das „innere Zeugnis des Heiligen Geistes“ nie empfangen¹². Statt dieses Zeugnisses setzte er auf äußere Glaubensbeweise, voran die Wunder, wodurch die historische Untersuchung der Probleme von Authentie, Kanonizität und Inspiration der biblischen Schriften bei im von vornherein eine konservativ-apologetische Tendenz bekam.

In der Akademie (damals Sozietät) der Wissenschaften gehörte er zu den Gründungsmitgliedern von 1751. Er beteiligte sich lebhaft an ihrer wissenschaftlichen Arbeit – 29 Abhandlungen publizierte er in ihren Reihen¹³, dazu sehr viele Rezensionen – und nicht weniger an ihren Geschäften: er war die rechte Hand des großen Präsidenten Albrecht von Haller und nach dessen

10 NAWG.PH 1988, 95–117, Zitat 97.

11 Herder, Sämtliche Werke ed. Suphan V, 425.

12 Vgl. K. Barth, Einführung in die evangelische Theologie (1962) 136.

13 Vgl. A. Link, Die Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 1751–2001 (2001) 295f.

Rückzug nach Bern sein Verbindungsmann in Göttingen, verlor aber als Sekretär und dann als „Direktor“ der Sozietät das Vertrauen der Kollegen und der Regierung in Hannover; ihm fehlte die für solche Ämter erforderliche Uneigennützigkeit. So trat er schon 1770 aus, wovon er größeren Schaden gehabt haben dürfte als die Sozietät, deren bestimmender Geist fortan für Jahrzehnte der Philologe Christian Gottlob Heyne war.

III. Johann Gottfried Eichhorn



Abb.2:

Der Zweite in unserer Reihe, Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827) war bei seinem Antritt in Göttingen (1788) schon dreizehn Jahre Professor in Jena gewesen, wohin er 1775, 22jährig, berufen worden war – im gleichen Jahr, in dem Goethe, ein Jahr bevor Herder ins benachbarte Weimar kam. Er war

disponiert, sich von beiden anregen zu lassen, sie aber auch beide anzuregen. Im Rückblick schrieb Goethe: „Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo *Herder* und *Eichhorn* uns hierüber [über die Bibel als Dichtung] persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen.“¹⁴ Auch nach Eichhorns Weggang nach Göttingen sei er, Goethe, „die ganze Zeit über [...] seinem Lehrgange im Stillen gefolgt“¹⁵.

Die Weisheiten, die Eichhorn seinen beiden Weimarer Gesprächspartnern mitteilen konnte, stammten größtenteils schon aus Göttingen. Denn dort hatte er studiert, noch mehr als bei Michaelis bei Heyne, ähnlich wie nach ihm Alexander v. Humboldt, der darüber berichtet: „Wenn man Heynens Homer hört, die Art wie er die ältesten Mythen interpretiert, seine Art über die Kindheit des Menschengeschlechts zu raisonnieren und seine immerwährenden Vergleichen des Homers und Moses – so sieht man die richtige Erklärung des Alten Testaments gleichsam von selbst entstehen.“¹⁶ Der Begriff des Mythos für „Sagen der alten Welt in der damaligen sinnlichen Denkart und Sprache“, von Eichhorn und klassisch von seinem Schüler Johann Philipp Gabler in dessen Bearbeitung von Eichhorns „Urgeschichte“ (1790–93) auf das Alte Testament angewendet, hat von da aus in der Bibelwissenschaft auch des Neuen Testaments in verschiedenen Variationen eine große Karriere gemacht. Für Eichhorn war durchaus ein apologetisches Motiv im Spiel: man kann von einem Mythos keine Geschichte verlangen, kann sie ihm aber, soweit er „historischer Mythos“ ist, indirekt abgewinnen – was für die mosaische Geschichte Eichhorns großer Widersacher Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1807) und für die Evangelien David Friedrich Strauß (1835) vehement bestritten. Eichhorn wollte in Übereinstimmung mit Michaelis von der Bibel möglichst viel in die normale menschliche Geschichte hereinholen, nachdem in seinen Augen der „bloß theologische Gebrauch, welcher von den Schriften des Alten Testaments gewöhnlich gemacht wird, [...] bisher mehr, als man denken sollte, verhindert [hat], diese Werke des grauen Alterthums nach Verdienst zu würdigen“¹⁷. Gegen eine zu weit gehende Domestizierung der Bibel allerdings wandte er sich mit Schärfe, nämlich in Reaktion auf Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793): würde man der grammatisch-historischen Interpretation in Zukunft gemäß Kants Forderung „eine durchgängige Deutung des Alten und Neuen Testaments zu einem Sinn vorziehen, der mit den allgemeinen practischen Regeln der reinen Vernunft-Religion zusammenstimme, wenn ihm gleich der Buchstabe widersprüche“, dann würde „der enge Bund aufgelöst, in welchen die klassische und die biblische Littera-

14 Frankfurter Ausg. I/3, 140.

15 Ebd. 271.

16 A. v. Humboldt, Jugendbriefe an Wilhelm Gabriel Wegener, hg. v. A. Leitzmann (1896) 66.

17 Einleitung in das Alte Testament (1803) I, III.

tur besonders seit den letzten zwanzig Jahren in Deutschland wieder zusammengetreten sind“; dann würde „eine neue Barbarey von dieser grossen Revolution den Beschluß machen. Dafür müssen uns Apollo und die Musen bewahren!“¹⁸ Apollo und die Musen, nicht der Gott der Bibel!

Es verwundert nicht, dass Eichhorn in der literarischen und historischen Bibelkritik unbefangener vorgegangen ist als Michaelis. Seine mehrbändigen Einleitungen in das Alte und das Neue Testament (1780–83, 1804–27) fassen die bisherige Forschung zusammen und fügen ihr manches halb oder ganz Neue hinzu; ich nenne nur die Fortführung der Quellenscheidung im Pentateuch über die Genesis hinaus, die Versetzung von Jes. 40ff. ins babylonische Exil („Deuterocesaja“), die Herausnahme der Elijureden (Kap. 32–37) aus dem ursprünglichen Buch Hiob und die kurzlebige, aber damals anregende, auf Lessing zurückgehende Hypothese von einem Urevangelium. Das alles liest sich bei Eichhorn leicht und gefällig, und so muss er es auch vorgetragen haben. Alexander v. Humboldt hörte ihn anders als seinen Vorgänger Michaelis „gern“ und beschrieb seinen Eindruck so: „Er spricht deutlich und zusammenhängend, fast ohne Heft, hat aber den sonderbaren Fehler einer singenden Monotonie, wie in der Deklamation der Rhapsoden“¹⁹. In diesem Stil traktierte er nicht nur das Michaelis'sche Repertoire, sondern, immerhin in Konkurrenz mit Kollegen wie Gatterer, Schlözer und Spittler, auch Welt-, und Literatur- und Kulturgeschichte en gros und en detail. Er las 24 Stunden in der Woche und schrieb fünf Bände Weltgeschichte (1801–14), sechs Bände Geschichte der drei letzten Jahrhunderte (1803/04), zwei Bände Geschichte der französischen Revolution (1797), einen Band Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (1817!), zwei Bände Litterärsgeschichte (1799/1814), fünf Bände Geschichte der Litteratur von ihrem Ursprunge bis zu den neuesten Zeiten (1805–07) und veranstaltete last not least, partienweise noch heute ergiebig, das „von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitete“ Sammelwerk „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ (seit 1796), zu dem er selbst zwei Einleitungsbände „Allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neuern Europa“ schrieb und für das er im übrigen Kollegen, meist aus Göttingen, gewann. Wenn das nicht interdisziplinär ist, dann doch wenigstens multidisziplinär auf der Höhe der Zeit.

Angesichts dessen überrascht, dass Eichhorn erst nach 22 Jahren Göttingen, 1810, in die Akademie gewählt wurde. Vielleicht stand ihm eine gelegentlich konstatierte Eitelkeit im Wege; äußerst zielstrebig war er allemal. In der „französischen“ Zeit „drängte“ er „sich an die Machthaber heran“ und intrigierte mit Erfolg gegen seinen alten Lehrer Heyne, der bei ihm den Ehrgeiz feststellte, „Primas und Canzler von Göttingen“ zu werden, wie es auf sehr verschie-

18 Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur 5 (1793) 204f.

19 Humboldt a.a.O. 65.

dene Weise Michaelis und Heyne gewesen waren²⁰. Das gelang im nicht, aber von Heynes bis zu seinem eigenen Tod redigierte er die „Göttingischen gelehrten Anzeigen“, wofür er das Geschick und den Fleiß besaß.

Nebenbei ein Rat für solche, die ihr Weg regelmäßig oder gelegentlich über den Albanifriedhof führt: zu den schönsten Grabmälern dort gehört die mehr als mannshohe Doppelstele für Eichhorn und seine Frau Susanne Dorothea. Man betrachte sie, solange sie noch nicht völlig verrottet ist!

IV. Heinrich Ewald

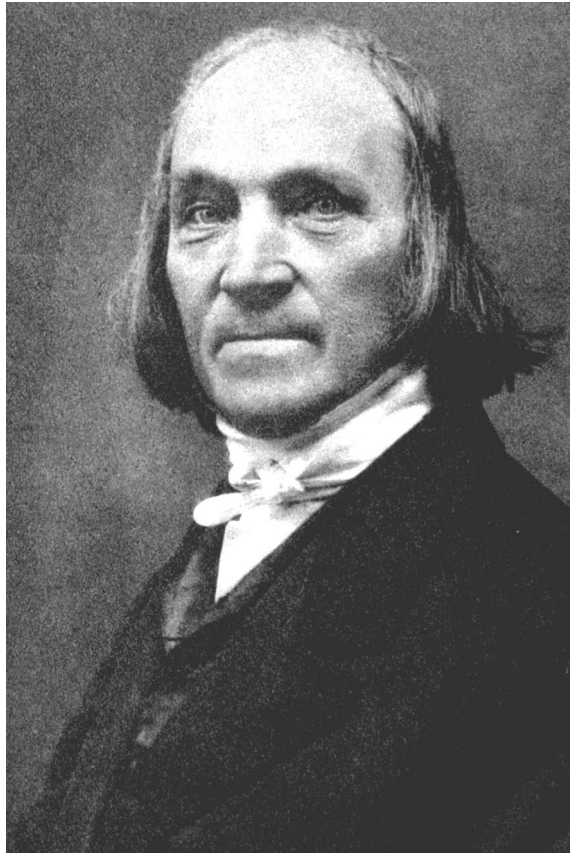


Abb. 3:

20 Vgl. F. Frensdorff, *Gottlieb Planck, deutscher Jurist und Politiker* (1914) 20; G. v. Selle, *Die Georg-August-Universität zu Göttingen* (1937) 161–64.

Ein Denkmal anderer, literarischer Art hat dem Dritten in unserer Reihe, Heinrich Ewald, der Fünfte, sein Schüler Julius Wellhausen, gesetzt, in Gestalt einer souveränen, zugleich kritischen und liebevollen Würdigung aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums unserer Akademie 1901²¹. Er nennt darin die beiden Vorgänger Ewalds, Michaelis und Eichhorn, ohne Umschweif „Göttinger Scheingrößen“²². Ich hüte mich, dieses Urteil zu wiederholen – quod licet Jovi non licet bovi –, frage aber, wodurch Ewald in den Augen Wellhausens anders als seine beiden Vorgänger offenkundig keine „Scheingröße“ gewesen ist.

Wellhausens Bekanntschaft mit Ewald ging in die Anfänge seines Göttinger Theologiestudiums zurück. Aus seiner Heimatstadt Hameln an der Weser hierher gekommen, drohte er schon im ersten Semester, Sommer 1862, wie so mancher junge Theologe an dieser merkwürdigen Wissenschaft irre zu werden, im zweiten Semester hörte er bei Ewald eine Vorlesung über die Psalmen, die er später so charakterisierte: „Er [Ewald] sprach frei, mit ziemlich langen Pausen zwischen den Sätzen. Sein Vortrag war durchaus nicht glänzend. Er hatte eine dünne hohe Stimme und fiel nur ab und zu in eine unnatürlich tiefe Lage herunter. Er predigte mehr als dass er docirte, seine Mittel reichten aber nicht recht aus für den Ausdruck der hohen Gedanken und Empfindungen, die in ihm zu wogen schienen. In die wissenschaftliche Arbeit führte er den Hörer nicht ein; er liess ihn nicht mit suchen und finden, sondern offenbarte seine Resultate ohne weitere Begründung. [...] Man wird begreifen, dass seine Vorlesungen nicht nach jedermanns Geschmack waren; manche lachten über ihn oder ennuyirten sich. Mich hat er von vornherein angezogen. Seine Person interessirte mich und Alles, was von ihr ausging, mochte es zur Mehrung meiner Kenntnisse beitragen oder nicht.“²³ Zum Eindruck der Person kam bald der Eindruck der Sache. In den Osterferien nach der Psalmenvorlesung fiel Wellhausen Ewalds 7bändige „Geschichte des Volkes Israel“ in die Hände und bewog ihn, endlich richtig Hebräisch zu lernen und das Alte Testament in der Ursprache zu studieren, was er dann mit großer Gründlichkeit besorgte – der Alttestamentler Wellhausen war geboren, der Ausstieg aus der Theologie zumindest vertagt.

Was dem jungen Studenten so sehr beeindruckt hat, dass er bekannte, Ewald habe ihn „aus dem Schlaf geweckt“²⁴, dürfte der niemals erlahmende, Michaelis wie Eichhorn ganz fremde, Schwung gewesen sein, mit dem Ewald jene einzigartige Volksgeschichte vorführte, überall aufgrund eigenständiger

21 Beiträge zur Gelehrtengeschichte Göttingens. Festschrift zur Feier des hundertfünfzig-jährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (1901) 61–88.

22 Ebd. 69.

23 Ebd. 63f.

24 Vgl. Ed. Schwartz, Rede auf Julius Wellhausen (Abdruck aus den Geschäftlichen Mitteilungen 1918, 1919) 9.32.

detaillierter Interpretation der Quellen und zugleich überall mit dem Blick auf das Ganze.

In der Interpretation der Quellen bewährte sich die philologische Schulung, die den Hauptteil seines Studiums ausgemacht hatte. Der Göttinger Tuchmachersohn, 1803 in der Langen Geismarstraße geboren, immatrikulierte sich hier als Siebzehnjähriger in der theologischen Fakultät, studierte aber vor allem, vom Hebräischen ausgehend, die damals zugänglichen orientalischen Sprachen. Sein Lehrer und Förderer war dabei mehr als Eichhorn dessen etwas jüngerer Kollege Thomas Christian Tychsen (1758–1834), der zunächst als Extraordinarius in der theologischen (1784–88) und dann als Ordinarius in der philosophischen Fakultät mit der Zuständigkeit für neu- und alttestamentliche Exegese (1788–1834)²⁵ die uns beschäftigende Interdisziplinarität geradezu exemplarisch verkörperte. Mit 19 Jahren wurde Ewald Dr. phil., mit 20 Repe- tent an der theologischen, mit 23 außerordentlicher, mit 27 ordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät, mit 29, 1833, Mitglied der Akademie, die wenige so produktive Autoren gehabt hat wie ihn. Er hat für ihre *Periodica* in vier Jahrzehnten 43 Abhandlungen über biblische und orientalische Fragen geschrieben²⁶, dazu Hunderte von „Anzeigen“ neuer Literatur, immer bald nach deren Erscheinen, gehaltvoll und mit dezidierten Stellungnahmen,

Dezidiert war er überhaupt, von vornherein und dann immer mehr. Er wusste, was richtig und was falsch ist, wobei ihm das Falsche in vielen und prominenten Fällen als Falschheit und Bosheit erschien. Eine tiefe Zäsur war für ihn 1837 die Amtsenthebung, weil er sich am Protest der „Göttinger Sieben“ gegen den Verfassungsbruch des hannoverschen Königs beteiligt hatte. Er lehrte daraufhin ein Jahrzehnt in Tübingen, zunächst in der philosophischen, dann in der theologischen Fakultät, wo er sich mit seinem Nachbarkollegen, dem Kirchenhistoriker und Neutestamentler F.C. Baur, gründlich überwarf. Baur als Haupt seiner stark von Hegels Philosophie bestimmten Schule war fortan Ewalds Erzfeind zur Linken, dem zur Rechten der konservative Berliner Alttestamentler Ernst Wilhelm Hengstenberg mitsamt weiteren von Ewald so genannten „Hengstenbergen“ die Waage hielt. Weitere Dauergegner waren die Revolution (1848!), der Katholizismus (1870!) und besonders die Königreiche Hannover, dessen Behörden es auch nach seiner Rückkehr aus dem Tübinger Exil mit ihm nicht leicht hatten, und mehr noch Preußen, auf dessen König er nach der Annexion Hannovers (1866) den Eid zu leisten sich weigerte, worauf er zum zweiten Mal seines Amtes enthoben wurde; er saß und redete danach sogar einige Jahre für die Welfenpartei im Berliner Reichstag.

Merkwürdig: trotz des Velfrontenkrieges, in dem er seinen Gegnern, aber auch sie ihm nichts ersparten, blieb seine Arbeitskraft und -lust unverwüstlich, war er bis ans Ende der „Mann aus einem Guss“, als den Wellhausen ihn dar-

25 Vgl. W. Ebel, *Catalogus Professorum Gotingensium* (1962) 39.105.

26 Vgl. Link (Anm. 13) 99–101.

gestellt hat²⁷. Sein Werk war vollendet: vor und neben der „Geschichte des Volkes Israel“ die Auslegung so gut wie aller biblischen Bücher, danach, im Todesjahr abgeschlossen, die vierbändige „Theologie des Alten und Neuen Bundes“²⁸, das massivste Bekenntnis zur Theologie, das wir von einem Glied unserer Reihe besitzen. Darüber darf nicht vergessen werden, dass er in seinen Anfängen vor allem Philologe war und dass, so Wellhausen²⁹, „auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft [...] nicht nur seine ersten, sondern auch seine wichtigsten und originellsten Leistungen“ lagen. Er war darin den Brüdern Grimm verbunden, und Wilhelm v. Humboldt³⁰ quittierte seine hebräische Grammatik mit dem Lob, er habe diese Sprache „ganz in ihrer wahren Eigenthümlichkeit aufgefasst, und sie in dem Geiste der neueren Sprachforschung, welche der Sprachbildung in ihren lebendigen Fortschritten nachzugehen strebt, bearbeitet“. Am Rande sei erwähnt, dass Ewald als erster in Göttingen Sanskrit gelehrt hat.

Die Lücke, die 1837 sein erzwungenes Ausscheiden riss, füllte man nach einigen Jahren mehr schlecht als recht, indem man den Extraordinarius, vorher Privatdozenten Ernst Bertheau (1812–1888) zum Ordinarius aufrücken ließ; in seine Lehrstuhlbezeichnung wurde zu den orientalischen Sprachen ausdrücklich die Exegese des Alten Testaments hinzugenommen³¹. Dabei blieb es noch eine weitere Generation: nach dem Tod von Bertheaus Nachfolger wanderte dieser Lehrstuhl 1914 in die theologische Fakultät hinüber – endlich, wie die Theologen mit Recht fanden. Ewald, nach der Rückkehr aus Tübingen wieder in seiner alten Position, wäre schon 1885 gern auf den verwaisten Lehrstuhl Friedrich Lückes bei den Theologen gewechselt, kam damit aber weder bei ihnen noch beim Universitätskurator durch.

27 A.a.O. 81.

28 Obertitel: Die Lehre der Bibel von Gott (1871–76).

29 A.a.O. 65.

30 Ebd. 82.

31 Ebel a.a.O. 108.

V. Paul de Lagarde



Abb. 4:

Ein ähnliches Verlangen ist bei dem Mann, der ihm 1869 nachfolgte, undenkbar. Paul de Lagarde (1827–1891), nach seiner Berliner und Hallenser akademischen Herkunft wie sein Vorgänger gleichermaßen Orientalist und Theologe, sah die Theologie, wie er sie sich vorstellte, nämlich „als eine Unterabteilung der Geschichtswissenschaft [...], die, völlig objectiv, mit den Mitteln der aller Orten geltenden Methode arbeitend, jede erwiesene Thatsache anerkennt und einreihet, [...] nirgends zur Geltung gekommen“³², schon gar nicht in den konfessionellen Universitätsfakultäten, wie sie nun einmal waren und sein mussten, zum Beispiel in Göttingen, wo er mit den dortigen Kollegen, voran dem großen Albrecht Ritschl, der gleich um die Ecke wohnte (Herz-

32 Lagarde, Mitteilungen III (1889) 238.

berger Landstraße / Friedländer Weg) und ihm täglich begegnet sein muss, unversöhnlich auf Kriegsfuß stand. Weite Kreise zog das natürlich nicht, und längst ist darüber Gras gewachsen. Anders steht es mit seinem Antisemitismus, für den er bis heute auch bei solchen berühmt und berüchtigt ist, die von ihm nur eine ganz oberflächliche Kenntnis haben³³. Daran vor allem dachte Theodor Heuss, wenn er 1951 von „allerhand menschlicher Abgründigkeit dieser Erscheinung“ sprach³⁴.

Mit „menschlicher Abgründigkeit“ geringeren Ausmaßes konnten auch Lagardes Vorgänger und sein Nachfolger ihre Erfahrungen machen. Ewald ging er jahrelang um den Bart und ließ sich von ihm großzügig unterstützen, aber einmal in Göttingen installiert, behandelte er ihn „saugrob“³⁵; den Toten nannte er einen „lauten Hysteriker“, der „anspruchsvoll stümperte“³⁶. Und Wellhausen, der in jungen Jahren mit Lagarde auf gutem Fuß gestanden hatte: als 1888 die Möglichkeit am Horizont erschien, dass er den Lehrstuhl des verstorbenen Bertheau übernehmen würde, schrieb Lagarde ganz offiziell an das Berliner Ministerium: „[...] daß ich den Prof. Wellhausen nicht vorschlagen werde, daß ich mein Haus ihm verschließen müßte, und seinen Besuch nicht einmal durch eine Karte erwidern könnte. Mit dieser Erklärung ist es mir, wie mit allem was ich sage und schreibe, Ernst.“³⁷

Von Lagardes „Fachleistung“ sagte Theodor Heuss, er kenne sie nicht und vermöge sie nicht zu bewerten, „wie wohl die meisten, die über oder gegen ihn geschrieben und gezeugt haben“³⁸. An seinem Sarg fand der in diesem Fall sachverständige (Pro-) Rektor, der Klassische Philologe Wilamowitz, die einprägsame Formel: „hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat.“³⁹ Privatim allerdings sprach Wilamowitz gleich danach nicht nur von Lagardes „Eitelkeit“ und „Lügnerei“, sondern auch von seinem „im Grunde dilettantischen polyhistorentum“⁴⁰. Von dem Vielen, das er plante und ankündigte und ganz oder halb oder gar nicht ausführte, war ihm das wichtigste die Rekonstruktion des ursprünglichen Textes der Septuaginta, der alten griechischen Übersetzung des hebräischen Alten Testaments, durch die er hinter dessen „masoretischen“ Text zurück zu gelangen hoffte, um womöglich „den Juden seiner Zeit mit Hilfe der Septuaginta nicht nur die textliche, sondern auch die aus seiner Sicht religiöse Depraviert-

33 Zu seiner differenzierteren Beurteilung vgl. R. Hanhart, Studien zur Septuaginta und zum hellenistischen Judentum (1999) 267–75.

34 A.a.O.

35 Th. Nöldeke in R. Fick und G. v. Selle (Hg.), Briefe an Ewald (1932) 125¹.

36 Lagarde, Mitteilungen II (1887) 96.

37 Brief vom 18. Mai 1888 (Abschrift Lagardes in seinem Nachlass in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen).

38 A.a.O.

39 U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Erinnerungen (1928) 230.

40 Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Briefwechsel 1872–1903 (2003) II, 585.

heit des hebräischen Alten Testaments vor Augen zu führen⁴¹. Wohl nicht nur der Tod hinderte ihn, diesen Plan auszuführen. Ihn übernahm sein einziger Schüler Alfred Rahlfs, der die ideologische Prämisse, falls er sie überhaupt wahrnahm, stillschweigend fallenließ, die kritische Methode pragmatisch-elastisch modifizierte und als Leiter des 1908, knapp zwei Jahrzehnte nach Lagardes Tod, begründeten Septuaginta-Unternehmens unserer Akademie eine Gemeinschaftsarbeit einleitete, die nach hundert Jahren immer noch nicht am Ziel ist. Erwähnt sei noch, dass Lagarde auch in der Ahnenreihe der von Göttingen ausgegangenen sogenannten religionsgeschichtlichen Schule genannt zu werden pflegt – in der Tat haben mehrere ihrer Gründer sich von seinen Lehrveranstaltungen anregen lassen; denn anregend ist er gerade durch sein „Polyhistorientum“ zweifellos gewesen, und ich füge hinzu: ihn zu lesen lohnt fast immer, auch wenn manches schon ziemlich arg ist.

Auf ganz anderer Ebene hat Lagarde seinen Namen mit unserer Akademie dadurch verbunden, dass er, der Kinderlose, sie zu seiner Erbin einsetzte, allerdings mit Auflagen, die die Annahme dieses Erbes sehr erschwerten, aber immerhin einen Anstoß zu ihrer institutionellen Neuordnung gaben – über die Herr Starck vor vierzehn Tagen berichtet hat. Noch heute, richtiger: heute wieder arbeitet das Septuaginta-Unternehmen, übrigens nicht als einziges, in Lagardes Haus am Friedländer Weg, dem Haus, in das sein Erbauer den eventuellen Kollegen Wellhausen nicht hereinlassen wollte.

41 B. Neuschäfer in: Die Göttinger Septuaginta – ein editorisches Jahrhundertprojekt, hg. v. R. G. Kratz u. B. Neuschäfer, Abh. d. Akad. d. Wiss. zu Göttingen NF 22 (2013) 260.

VI. Julius Wellhausen

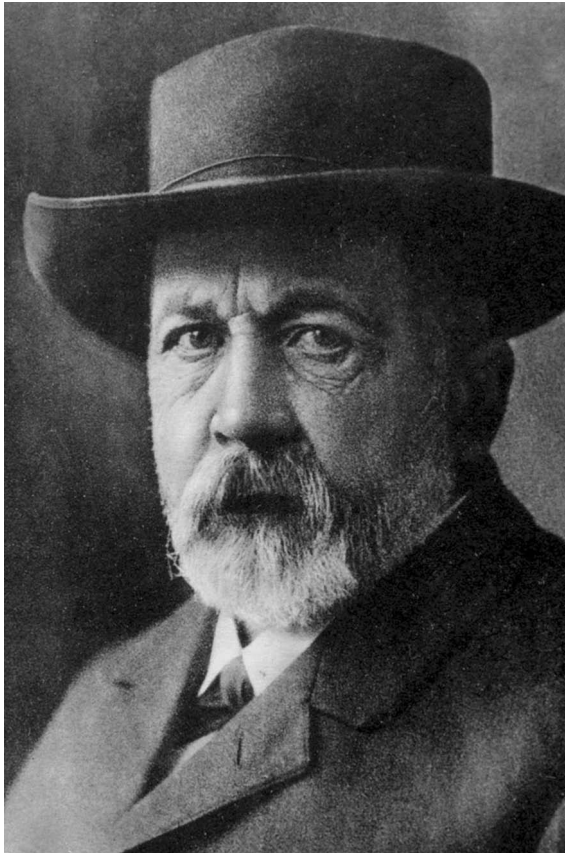


Abb. 5:

Ich kann nicht recht glauben, dass Wellhausen es dann nicht doch betreten hat, um der Witwe des ungeliebten Vorgängers einen Antrittsbesuch zu machen. Das wäre 1892 gewesen, nachdem Wellhausen die beiden zurückliegenden Jahrzehnte zunächst an der theologischen Fakultät in Greifswald und dann an den philosophischen Fakultäten in Halle und Marburg verbracht hatte. Seine Greifswalder Arbeit in den siebziger Jahren lässt sich als eine Revision von Ewalds „Geschichte des Volkes Israel“ verstehen, die ihn als Studenten so begeistert hatte. Das sogenannte mosaische Gesetz, an dessen Mosaität schon Ewald gegenüber Michaelis kräftige Abstriche vorgenommen hatte, gehört, so erkannte Wellhausen unter Verwendung der Beobachtungen anderer, größtenteils überhaupt nicht an den Anfang der israelitischen, sondern ein halbes Jahrtausend später an den der jüdischen Geschichte. Es versteht sich, dass diese – im wesentlichen bis heute gültige – Einsicht

unser Bild des alten Israel radikal verändern musste. Der alte Ewald empfand das als eine arge Ketzerei und brach mit seinem Lieblingsschüler, der sich aber dadurch nicht hindern ließ, seinem entscheidenden Buch, den „Prolegomena zur Geschichte Israels“⁴² von 1878, dem Klassiker unter den Klassikern unserer Wissenschaft, durch alle Auflagen die Widmung voranzustellen: „Meinem unvergessenen Lehrer Heinrich Ewald zu Dank und Ehren.“

Dass er aus der theologischen Fakultät in die philosophische wechselte, hatte seinen Grund darin, dass er sich, obwohl Christ und Theologe geblieben, immer weniger imstande sah, Diener der Kirche auszubilden, was ja unweigerlich die Aufgabe eines deutschen Theologieprofessors ist. Sein Hauptarbeitsgebiet war fortan das alte Arabien, und auch hier wurde er bald zu einem der maßgebenden Forscher. Er versprach sich davon auch einen Nutzen für die Bibelwissenschaft; sein erstes größeres Buch auf dem neuen Gebiet leitete er mit den Worten ein: „Den Uebergang vom Alten Testament zu den Arabern habe ich gemacht in der Absicht, den Wildling kennen zu lernen, auf den von Priestern und Propheten das Reis der Thora Jahve's gepfropft ist. Denn ich zweifle nicht daran, dass von der ursprünglichen Ausstattung, mit der die Hebräer in die Geschichte getreten sind, sich durch die Vergleichung des [vorislamischen] arabischen Altertums am ehesten eine Vorstellung gewinnen lässt.“⁴³ Solche „Interdisziplinarität in einem Kopfe“ trieb er erneut, als er gegen Ende seiner Laufbahn das Neue Testament bearbeitete und sich dabei auf Schritt und Tritt seine mit dem Alten Testament gemachten Erfahrungen zunutze machen konnte. Aber man hat auch und gerade bei ihm in puncto Interdisziplinarität auch Desiderate angemeldet, am dringendsten das einer viel stärkeren Einbeziehung der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr erschlossenen keilschriftlichen und hieroglyphischen Texte aus der Umwelt des alten Israel für die Rekonstruktion von dessen Geschichte; hier war für die Nachfolger des Alttestamentlers Wellhausen viel interdisziplinäre Arbeit zu tun, und zwar nicht nur und nicht gleich in ihrem „eigenen Kopfe“, wo schnell ein ungunstiger Dilettantismus drohte, sondern in verantwortlicher Zusammenarbeit mit den zuständigen Assyriologen und Ägyptologen – so ist es denn auch im Göttingen des 20. Jahrhunderts vielfältig geschehen. Wellhausen selbst sah das Desiderat stärker auf dem Gebiet des nachexilischen Judentums. Er habe sich hier, so bekannte er in der „Israelitischen und jüdischen Geschichte“, dem ersten Werk seiner Göttinger Professorenzeit (1894), „manchmal auf Gebiete begeben müssen, wo ich nicht zu Hause bin. Das Judentum, so original es ist, steht doch im Mittelpunkt der das Altertum abschliessenden Culturmischung, welche durch das assyrisch-babylonische und das persische Weltreich vorbereitet und durch das griechisch-römische vollendet worden ist. Es stellt der Forschung die schwierigsten Aufgaben, zu deren Lösung sich die Theologie mit der Philologie, oder die Philologie mit der Theologie,

42 So der Titel seit der 2. Auflage (1883); 1878 erschien das Buch als „Geschichte Israels. Erster Band.“

43 Muhammed in Medina (1882) 5.

viel enger verbünden muss als es bisher geschehen ist.“⁴⁴ In diesen Zusammenhang gehört auch die namentlich von jüdischer Seite wiederholt geäußerte Kritik, Wellhausen habe sich zu wenig um das nachbiblische Judentum in seiner pharisäisch-rabbinischen Ausprägung gekümmert. So der in diesen Dingen besonders kundige und gerechte Leo Baeck, der in voller Anerkennung dessen, „was dieser große Gelehrte in bewundernswerter Weise für die Religionsgeschichte und zumal für die biblische Wissenschaft geleistet hat“, doch feststellen musste: „Auf dem Boden des nachbiblischen Judenthums scheint W. dagegen weit weniger sicher zu sein“; aber Baeck fährt fort: „einer kann nicht alles.“⁴⁵ Dem dürfen wir hinzufügen; weil einer nicht alles kann, gibt es zum Beispiel eine Akademie der Wissenschaften.

Zum Schluss: wie stand Wellhausen zur Göttinger Akademie? Er wurde schon zu Beginn seines ersten hiesigen Professorensemesters zu ihrem ordentlichen Mitglied gewählt und bedankte sich mit der Erklärung, es sei ihm „keine geringe Ehre, der Nachfolger des Nachfolgers Ewalds zu sein“⁴⁶ – den Namen Lagardes sparte er aus! Schon in die erste Zeit seiner Mitgliedschaft fielen die Reformmaßnahmen Kleins und Wilamowitz'. Über sie schrieb er im März 1893 an einen auswärtigen Kollegen: „Die *societas antediluviana* soll galvanisirt werden; wir hatten ewige Sitzungen, oft zwei die Woche, um neue Statuten zu berathen. Es kommt gewiß nichts dabei heraus. Was sollen diese Universalgesellschaften noch, da jetzt alles fachmäßig organisirt ist und jedermann es vorzieht, seine Arbeiten in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen, statt sie in den Akten gelehrter Gesellschaften zu verstecken.“⁴⁷ Diese anfängliche, wohl nie ganz erloschene Skepsis hinderte ihn aber nicht, in den nächsten beiden Jahrzehnten zu den „Nachrichten“ und „Abhandlungen“ eine stattliche Reihe bedeutender Beiträge zu liefern, anfangend mit der „Ehe bei den Arabern“⁴⁸, endend mit der „Kritischen Analyse der Apostelgeschichte“⁴⁹, seiner letzten Veröffentlichung überhaupt. Im Laufe dieser Zeit ertaubte er allmählich, und das bewog ihn 1903 zum Austritt aus der Akademie: er könne „an den Verhandlungen keinen aktiven Antheil nehmen“, und ihm komme „diese Mitgliedschaft *in partibus infidelium* unwürdig und unreinlich vor“⁵⁰. Die Akademie akzeptierte den Rücktritt, wählte aber Wellhausen einstimmig zum Ehrenmitglied, einem der wenigen, die sie je gehabt hat. Hundert Jahre später erneuerte sie sein Andenken durch die Einrichtung einer „Julius-Wellhausen-Stiftung“, die jährlich einen öffentlichen Vortrag aus dem Bereich von Bibel und Orient veranstaltet.

44 Ebd. V.

45 Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 45 (1901) 1071.

46 Brief vom 29.11.1892 (im Archiv der Akademie).

47 Brief an F. Justi vom 5.3.1893 (in meinem Besitz).

48 Nachrichten 1893, 431–81.

49 Abhandlungen Phil.-hist. Kl. NF 15,2 (1914).

50 Brief an den Sekretär F. Leo vom 5.3.1903 (im Archiv der Akademie).

